

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **28 (2021)**

Heft 311

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

Flaschenpost aus dem Balkan und Kleinasien, wo Grenzbeamte in Coronazeiten gemischte Gefühle auslösen. Von Daniel Bindernagel

36

Neues aus den überfüllten Camps auf Lesbos, wo die Menschen einen harten Winter durchlebten. Von Jonas Härter

38

Im Buch von Kathrin Ammann und Tobias Kindler kommen politisch engagierte Sozialarbeitende zu Wort – sofern sie einer Partei angehören. Von Thiemo Legatis

40

Im «Open Place» in Kreuzlingen sind alle willkommen, die in irgendeiner Weise in Not geraten sind. Von Judith Schuck

42

Gedanken zur modernen Heimliefergesellschaft, garniert mit einem Interview mit dem Thurgauer Künstler Max Bottini. Von Jeremias Heppeler

46

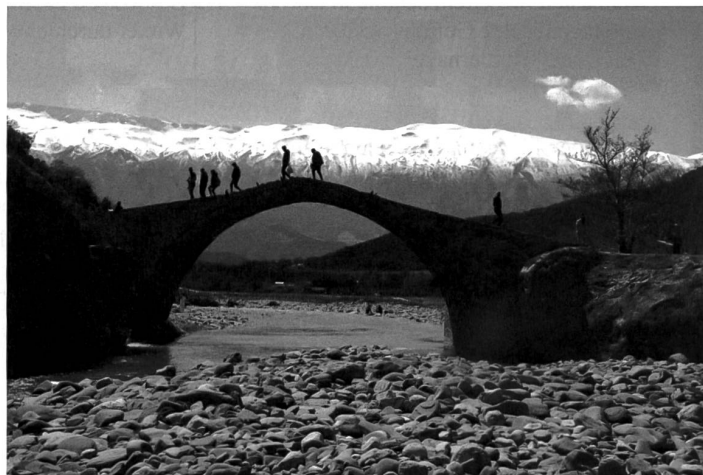
GRENZEN

ÜBERWINDEN

IN



Impressionen aus Südostalbanien.



Den Traum, richtig unterwegs zu sein, hatte ich schon lange. Die Idee, mit einem Landrover von meinem Ausserrhoder Wohnort aus über Zentralasien nach Pakistan zu fahren, entwickelte sich über die letzten fünf Jahre. Alles von langer Hand geplant, Arbeitsstelle frühzeitig gekündigt. Dann kam Corona! Zwischen Abenteuerlust, Entschlossenheit, sturem Grind und Unsicherheit pendelten meine Befindlichkeiten.

Mit Old Shatterhand im Zrmanja-Canyon

Ende Februar geht es los. Werde ich bereits an der Grenze zum Ländle scheitern und monatelang das Rheintal rauf- und runterfahren? Und überhaupt: Was fällt mir ein, jetzt zu reisen? Es heisst doch: zu Hause bleiben wegen Corona. Die erste Hürde ist genommen, der erste Adrenalinschub am Anfluten. Wie sich herausstellt, ist «Transit» das Stichwort, das einige Grenzbeamte akzeptieren. Ich schraube mich hoch über Pässe in den Dolomiten. Es geht doch!

Die italienischen und slowenischen Grenzbeamten lassen mich nach Kroatien durch, ohne mit der Wimper zu zucken. Die Kroaten hingegen verlangen einen frischen PCR-Test. Hier verbringe ich zwei Wochen mit meinem kroatischen Freund. Am Tag meiner Einreise machen die Cafés draussen auf. Erstaunlich, wie banale Dinge, monatelang entzogen, plötzlich ein Genuss sein können: ein Kaffee in der Frühlingssonne an der Hafentrommel, palavern, bis die Sonne untergeht.

Der Freund erzählt mir, man könne sich offenbar in Belgrad auch als Ausländer imp-

fen lassen. Kann das sein? Das möchte ich wissen. Auf Serbokroatisch und in kyrillischer Schrift meldet mich ein Kollege des Freundes auf der entsprechenden Plattform an, und ich bin in der Warteschlange. Auch innerlich: Jeden Tag finde ich neue Gründe, um noch nicht «richtig» loszuziehen.

Dann bin ich reif. Ich streife ein paar Drehorte von Winnetou, mache es Old Shatterhand nach und durchpaddele den Zrmanja-Canyon da, wo im Film die «Wahrheitsprobe» stattfindet und die beiden, als er sie bestanden hat, Blutsbruderschaft schliessen. Auch ein schönes Beispiel, Grenzen zu überwinden. Auf dem Fluss lasse ich zwischendurch die originale Filmmusik vom Handy laufen. Sie hallt von den Felswänden zurück. Das ist richtig kitschig, aber auch wunderschön. Ich erkunde den Nationalpark Paklenica mit dem Mountainbike, natürlich überall allein. Es gibt keine anderen Touristen.

In Dubrovnik demonstrieren einige Dutzend Leute gegen Coronamassnahmen auf dem Platz vor dem Sponza-Palast. 50 Meter weiter ist der Stradun, die Hauptgasse der Altstadt, komplett ausgestorben. Urlaubsgefühle wollen da nicht recht aufkommen. Leergefegte Gassen hinauf und hinunter, ein offenes Café lässt sich nicht finden.

Schon immer wollte ich die Brücke von Mostar in Bosnien-Herzegowina sehen. Also auf zur nächsten Grenze. Leider liegt der letzte PCR-Test schon über zwei Wochen zurück. Deshalb wollen die nahezu perfekt Deutsch sprechenden, sehr freundlichen bosnischen Grenzbeamten mich nicht reinlassen. Ich probiere es damit: «Ich bin Arzt und habe Schnelltests dabei. Ich kann hier vor Ihren Augen ei-

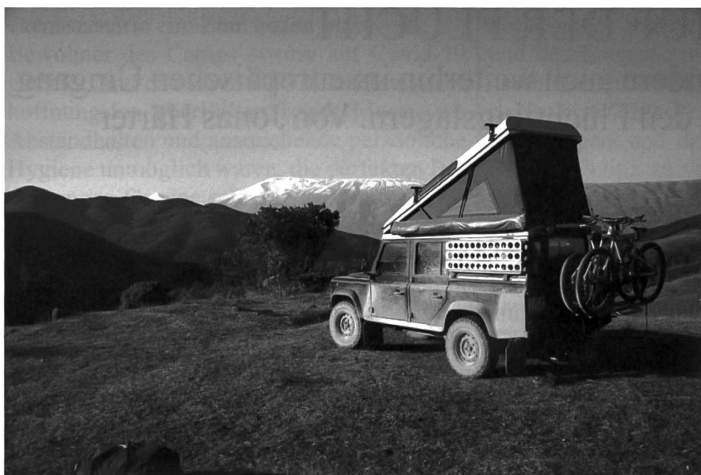
nen machen.» – «Da haben wir von gelesen. Wie geht das?» Die Freude bei solch einer Grenzüberschreitung ist doppelt. Die Freundlichkeit und Flexibilität der Grenzpolizisten und Zöllner nimmt nach meinem Aufenthalt in Albanien dann allerdings deutlich ab.

Die Entdeckung: Albanien

Aber der Reihe nach: Albanien ist für mich die Entdeckung schlichtweg. Landschaften zum Abfliegen, kristallklare Flüsse, lockere und freundliche Menschen, wunderschöne Altstadtviertel und filigrane Steinbrücken in vielen Varianten aus osmanischer Zeit, einsame Buchten an der Adria und die Illusion von etwas Normalität. Die Bevölkerung kümmert sich nicht gross um ernsthafte Schutzmassnahmen. Entsprechend hoch sind die Inzidenzen. Aber bei genauerer Recherche liegen die Zahlen tiefer als in Montenegro, wo die Schutzmassnahmen sehr ernst genommen werden: Shutdown. Hier wirklich plausible Erklärungen zu finden, fällt nicht leicht.

Plötzlich kommt die Nachricht: morgen Impftermin in Belgrad. Ich überwinde meinen Widerstand, die knapp 600 Kilometer durch die Berge nach Norden zu fahren. Der Deal in Belgrad ist: Die Kollegen organisieren den Impftermin und ich stelle mich zur Verfügung für einen Beitrag im Mittagsmagazin des ARD. Schlussendlich ist das auch eine Form von Völkerverständigung.

Ich bin tief beeindruckt von der Organisation der Impfkampagne in Serbien. Schon zu diesem Zeitpunkt Ende März sind 35 Prozent der Bevölkerung geimpft und genügend Impfstoffe vorhanden. Da könnte sich die



Die Imker Fazil und Ali und der Autor in der Nordosttürkei.

Schweiz etwas abgucken – wir sind wie Serbien ja auch nicht in der EU. Dankbar bin ich allemal für diese Grosszügigkeit, mit der das Land international natürlich auch sein Image aufpolieren will.

Albanien hat es mir so angetan, dass ich kurzerhand wieder zurückfahre, dieses Mal durch Mazedonien. So kommt es, dass ich am Ende alle Balkanländer bereise. Die griechischen Zöllner lassen mich trotz frischem PCR-Test und korrekt ausgefülltem Online-Formular nicht einreisen. Alle Überredungskünste helfen da nicht, mit dem Schnelltest komme ich erst gar nicht.

Zurück auf Start: wieder nach Norden, wieder quer durch Mazedonien und durch Bulgarien über Stock und Stein entlang der griechischen Grenze bis zum Grenzübergang in die Türkei. Diese Grenzen kann ich zwar alle überwinden. Dabei fällt mir aber auf, wie beeindruckbar ich bin von den Begegnungen mit den Grenzleuten. Ein Mazedonier spricht mich auf Bayern München an. Im Balkan bin ich mit meinem deutschen Pass unterwegs. Er bekommt glänzende Augen, als ich den Namen Lewandowski erwähne. Und schon durchfahre ich die wunderschöne mazedonische Landschaft mit einem Hochgefühl.

An der bulgarischen Grenze wird ein anderer Ton angeschlagen. Wenn ich nicht in 24 Stunden wieder raus bin aus Bulgarien, würden sie mich ins Gefängnis stecken. «Prison»: Dabei werden Handschellen gestisch angedeutet. Nach der Grenzpolizei kommt immer noch der Zoll. Leider vergesse ich das in diesem Moment und fahre langsam los. Ich sehe mich vor meinem inneren Auge sowieso schon meine Zeit in einem bulgarischen Ge-

fängnis fristen. Das mit dem Losfahren kommt nicht gut an und die aufbrandende Aggression nimmt weiter zu. Instinktiv ziehe ich alle Register von Unterwerfungsgesten, die mir in diesem Moment zur Verfügung stehen. Das scheint zu wirken. Mit einer letzten verächtlichen Handbewegung, die vielleicht «Hau ab!» heissen soll, lassen sie mich ziehen. Entsprechend gedämpft ist meine Stimmung bei der Durchquerung von Bulgarien.

Jeden Moment neu entscheiden

Was diese Grenzerfahrungen zeigen: Non-verbale Signale gewinnen an Bedeutung, wenn verbale Verständigung nicht mehr geht. Wie ein Fussabdruck in meiner Seele fühlen sich die Interaktionen beim Überschreiten der von Menschenhand gezogenen nationalen Grenzen an. So sehr mir das missfällt, von diesen zufälligen subjektiven Begegnungen abhängig zu sein, so beeindruckbar bin ich doch davon.

In solchen Momenten kommen auch Selbstzweifel: Was ist überhaupt mit meinem anderen, dem ökologischen Fussabdruck? Ich habe ihn nie genau berechnet. Ich muss das nachholen. Mit einem Stück schlechten Gewissens werde ich leben müssen. Auf der Reise zu fliegen, ist zumindest keine Option.

So komme ich zu meiner letzten Grenzüberschreitung bis zur Stunde: in die Türkei und über den Bosphorus von Europa nach Kleinasien. Auch hier ist es der Zöllner, der mich emotional auflaufen lässt und mich verständnislos fragt: «What you want in Turkey?» Meine Motivationen sind vielschichtig, aber ich sage: «I want to visit your country.»

Mit einem verständnislosen Gesichtsausdruck lässt er mich fahren. Wo bleibt der Adrenalinschub?

Angekommen in Istanbul nehme ich einen Kontakt auf, den mir ein deutscher Kollege, der in der Türkei Psychotherapie-Weiterbildungen gegeben hat, vermittelt hat. Ich kann bei ihm wohnen und viele gute aufschlussreiche Gespräche über Gott und die Welt und die aktuellen Entwicklungen in der Türkei führen. Das wäre dann eine andere Flaschenpost.

Zum Schluss jenseits aller Grenzen: Was hält mich am Reisen? Die Übernachtungsplätze frei wählen zu können in der Natur in atemberaubenden Landschaften. Die Freiheit, jeden Moment neu zu entscheiden, wohin es geht. Der Corona-Lähmung mit Verantwortung etwas entgegensetzen. Unterwegs sein.

Daniel Bindernagel, 1965, ist Kinder- und Jugendpsychiater in St.Gallen und inzwischen am Ararat angelangt.

EIN WEITERER «UNGLÜCKLICHER» WINTER FÜR MENSCHEN AUF DER FLUCHT

Kalt war es diesen Winter nicht nur auf Lesbos, sondern auch weiterhin im europäischen Umgang mit Migration. Ein Rückblick auf die Situation in den Flüchtlingslagern. Von Jonas Härter

Vor sieben Monaten brannte das berüchtigte Aufnahmelager für Asylsuchende Moria auf der nordägäischen Insel Lesbos nieder. Die im Zusammenhang mit diesem kollektiven Schockerlebnis kurz aufgeflamte Empörung über das Leiden jener, die in Europa nach Schutz oder einem besseren Leben suchen und auf den fünf griechischen «Hotspot»-Inseln ausharren, konnte den Stürmen unserer Zeit nicht lange standhalten. Die europäische Öffentlichkeit, im Herbst 2020 gerade in die zweite Welle der Coronapandemie schlitternd, konnte und wollte den Notstand auf Lesbos nicht als Anlass nehmen, grundlegende Reformen in der europäischen Migrationspolitik anzustossen. Das zeigte sich ebenfalls im nur wenige Tage später präsentierten neuen EU-Migrations- und Asylpaket, das als Kompromiss versucht, Solidarität zwischen europäischen Regierungen und einer polarisierten Migrationspolitik zu finden.

Seither mussten über 14'000 Frauen, Männer und Kinder nicht nur im neuen, temporären Empfangs- und Identifikationszentrum «Mavrovouni» auf Lesbos, sondern auch in den weiterhin überfüllten und unzureichenden Hotspots auf Chios, Samos, Leros und Kos einen weiteren Winter in Zelten, überbelegten Containern oder selbstgebauten Hütten überstehen. Das Elend des gerade vergehenden Winters 2020/21 sei, so die EU-Kommissarin Ylva Johansson, «unglücklich» gewesen. Nun aber gelte es, sich auf den nächsten Winter vorzubereiten und gleiche Not zu verhindern.

Kein Ausweg aus dem Elend

Das klingt hoffnungsvoll. Allerdings geht es Johansson und der «Kommission von der Leyen» nicht darum, den europäischen Umgang mit Migration grundlegend zu hinterfragen. Vielmehr geht es um ein mit der griechischen Regierung vereinbartes, von der EU finanziertes Upgrade der bestehenden Hotspots. Obwohl Geld nicht das Problem zu sein scheint, reicht auch das im September 2020 vorgestellte EU-Migrations- und Asylpaket nicht weit über den Erhalt des Status quo hinaus.

Das Winterelend in den Lagern auf den ägäischen Inseln entlang der EU-Ostgrenze

Im Krisenjahr 2020 zeigte sich die Politik der Abschreckung von ihrer bisher härtesten Seite.

wiederholte sich nun seit der EU-Türkei-Erklärung vom 18. März 2016 bereits zum fünften Mal. In erster Linie ging und geht es seit damals darum, irreguläre, unkontrollierte Migration im Ostmittelmeer auch mit Hilfe der rasant wachsenden EU-Grenzwache Frontex zu unterbinden – damals und jetzt geht es hingegen nicht darum, Geflüchteten reguläre und kontrollierte Wege aufzumachen, um in Europa ein Asylgesuch stellen zu können. Damit wurde seit der EU-Türkei-Erklärung auch die Externalisierung eines europäischen Problems in die griechische Peripherie und die Türkei zur neuen Realität: das Hotspot-System, welches die Menschen in unwürdigen, abschreckenden Lebensumständen auf den Inseln festhält, und eine zunehmende Frustration seitens der lokalen Bevölkerung.

Im Krisenjahr 2020 zeigte sich diese Politik von ihrer bisher härtesten Seite, da seit der von der Türkei provozierten Grenzkrise im letzten März die EU-Aussengrenze im Ostmittelmeer von griechischer Seite komplett abgeriegelt wurde. Offiziell wird die Grenzschliessung nach wie vor auch als Massnahme gegen die Ausbreitung von Covid-19 erklärt. Verschiedene Seiten werfen der griechischen Küstenwache und unterdessen auch der Frontex gegen das Völkerrecht verstossende Push-Backs vor, also kollektive Zurückweisungen ohne Möglichkeit, ein Asylgesuch zu stellen, die nun mehrfach dokumentiert wurden. Zudem legitimierte die Pandemie wie überall auf der Welt weitgehende Einschränkungen der persönlichen Freiheit, die auf Lesbos und den anderen Hotspot-Inseln aber disproportional auf die Bewohner:innen der Camps angewendet werden: Als letzten Sommer die griechische Gesellschaft weitgehend von den Massnahmen befreit wurde und das Land wieder internationale Tourist:innen willkommen hiess, wurden die Einschränkungen der Bewegungsfreiheit für die Asylsuchenden Monat für Monat verlängert.

Nach dem Virus: das Feuer

Am 2. September 2020 trat dann, lange nach Ausbruch der globalen Pandemie und lange nach Warnungen und Hilferufen von Hilfs-

werken wie Ärzte ohne Grenzen, das Schreckensszenario ein: Zum ersten Mal wurde ein Bewohner des Camps positiv auf Covid-19 getestet, und das Virus fand im nach wie vor hoffnungslos überfüllten Lager Moria, wo Abstandhalten und ausreichende persönliche Hygiene unmöglich waren, die perfekten Bedingungen für eine schnelle Ausbreitung. Innerhalb einer knappen Woche und mit einem verzweifelten Versuch der Behörden, die positiv Getesteten innerhalb des Camps zu isolieren, nahmen die Angst, der Krankheit hilflos ausgeliefert zu sein, und die Spannungen der letzten Monate Überhand.

Was Jean Ziegler einst die «Schande Europas» nannte, lag nach dem Inferno in der Nacht vom 8. September 2020 in Schutt und Asche, mehr als 12'000 Asylsuchende wurden obdachlos. Nach fünf Jahren Not in Moria rief der griechische Premierminister Mitsotakis zum ersten Mal auf Lesbos den Notstand aus. Ursache des Brandes, der keine Todesopfer forderte, war laut griechischen Ermittlungen Brandstiftung. Fünf afghanische Männer und Jugendliche wurden verhaftet.

Viele der Tausenden auf der Strasse gestrandeten, erneut entwurzelten Menschen sahen in ihrem Leiden eine Zäsur und wandten sich an Athen und Europa mit der Forderung, endlich die Insel verlassen und ein Leben in Sicherheit führen zu dürfen. In ihrer Forderung wurden sie europaweit von Menschenrechtsgruppen lautstark unterstützt.

Die griechische Regierung erklärte, dass sie sich nicht von Brandstiftern erpressen lasse und dass für die notleidenden Familien ein behelfsmässiges Zeltlager auf der Insel bereitgestellt werde. Die EU, die Schweiz, das Rote Kreuz und UN-Organisationen unterstützten die griechischen Behörden dabei und leisteten Soforthilfe beim Aufbau eben jenes temporären Lagers «Mavrovouni». Deutschland, Frankreich und einzelne weitere Länder vereinbarten mit Griechenland, das dortige Asylwesen durch gezielte, schrittweise Umsiedlungen zu entlasten. Trotzdem blieb auch während dieser humanitären Notlage für die Mehrheit der betroffenen Menschen «Evakuieren jetzt!» eine weitgehend unerfüllte und, wie ziemlich schnell klar wurde, mit dem auf europäischer Ebene eingeschlagenen migrationspolitischen Weg unvereinbare zivilgesellschaftliche Forderung.

Die Politisierung des Leidens

Das Dilemma, dem sich die meisten der kleinen Hilfswerke, die oft seit Jahren den Menschen in Moria Hilfe geleistet hatten, unmittelbar nach dem Brand stellen mussten, zeigt die Ohnmacht gegenüber einer Abschreckungspolitik, die gewissermassen einer Politisierung des Leidens gleichkommt: Was ist die richtige

Entscheidung? Sich hinter die verzweifelten Forderungen nach einem Ende des Leidens und des Eingesperrtseins der Menschen, für deren Wohl man sich ja einsetzt, zu stellen und sich so einer Mithilfe beim Aufbau des temporären Lagers und damit der Fortsetzung der Hotspot-Politik zu verweigern? Oder sich einer scheinbar unvermeidlichen politischen Realität zu fügen und durch humanitären Einsatz das Leiden im neuen Lager zu lindern? Die Entscheidungen waren unterschiedlich und eine zuvor in ihrem Idealismus geeinte humanitäre Gemeinschaft zerbrach.

Das temporäre Empfangszentrum «Mavrovouni», die fast Tausend eingezäunten, ordentlich aufgereihten weissen Zelte des Uno-Flüchtlingshilfswerks (UNHCR) und des Roten Kreuzes direkt am Meer und somit die vorhersehbaren Überschwemmungen während starker Regenfälle, der bleibelastete Boden und die unzureichende technische Infrastruktur eines in zehn Tagen aus dem Boden gestampften Lagers waren in diesem Winter die Realität – und sind es bis jetzt.

Aktuell leben dort knapp 6000 Menschen. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte verfügte vor kurzem einstweilige Massnahmen, die von der Flüchtlingsrechtsgruppe Legal Centre Lesvos beantragt wurden: Die griechischen Behörden mussten drei besonders vulnerable Asylsuchende sofort aus dem neuen Camp umsiedeln, da ihnen laut dem Gerichtshof die Lebensumstände nicht zugemutet werden konnten.

Im Camp auf Samos, das kurz nach dem Niederbrennen von Moria ebenfalls von zwei Feuern und dann einem Erdbeben heimgesucht wurde, kenne ich verschiedene Menschen, die schon mehr als eineinhalb Jahre auf ihren Asylentscheid warten und somit nun bereits zwei Winter unter widrigsten Bedingungen durchstehen mussten. Strenge Einschränkungen der Bewegungsfreiheit aufgrund von Covid-19 bleiben ebenfalls eine Realität. Ein Impfstart für die Campbewohner:innen ist übrigens für Mai angekündigt.

Gelder für neue Lager

Diese Realität hat EU-Kommissarin Johansson bei ihrem Besuch auf Lesbos und Samos am 29. März 2021 in Augenschein genommen. Dort hat sie angekündigt, dass die EU Griechenland 155 Millionen Euro zum Bau neuer Empfangs- und Identifikationszentren auf Lesbos und Chios mit Zugangskontrolle und weit weg von urbanen Zentren zur Verfügung stellen wird. Gelder für ähnliche neue Lager auf Samos, Leros und Kos wurden bereits letzten Herbst zugesagt.

Falls es der EU und Griechenland gelingen sollte, diese gewaltigen Bauvorhaben in wenigen Monaten umzusetzen (die Stand-

orte auf Lesbos und Chios sind noch nicht bestimmt), wäre der kommende Winter sicherlich weniger kalt und nass für die Asylsuchenden. Das System, das auf Abschreckung setzt, schutzsuchende Menschen von der europäischen Öffentlichkeit fernhält, für Hoffnungslosigkeit sorgt und die Bedürfnisse der Inselbewohner:innen ignoriert, bleibt auf jeden Fall das gleiche.

Jonas Härter, 1990, arbeitete von 2018 bis 2020 für eine Hilfsorganisation auf Lesbos und engagiert sich bei aid hoc.

Weiterlesen:

Ylva Johansson: *Spring is the best time to prepare for Winter – why I am visiting Lesbos now*, Blogpost, European Commission (24.03.2021)

Stavros Malichudis: *The time-bomb exploded at Greece's largest refugee camp* (12.09.2020); und generell die Rubrik *This was Moria* im jungen, griechischen online-Magazin Solomon

Stefano Manservigi: *The EU's Pact on Migration and Asylum: A Tsunami of Papers but Little Waves of Change*, IAI Commentaries 20/88 (10.12.2020)

Greek government instructed by European Court of Human Rights to guarantee rights of 3 LCL clients: *An indictment of reception conditions in Lesbos*, Legal Center Lesvos (17.03.2021)

Katy Fallon: *'We were left in the sea': asylum seekers forced off Lesbos*, The Guardian (19.03.2021)

Katy Fallon: *Doubts simmer over EU plan to fund new refugee camps in Greece*, Al Jazeera (26.03.2021)

Giorgos Christides, Steffen Lüdke, Maximilian Popp: *Mehr als hundert Flüchtlingsboote bei Frontex-Einsätzen zurückgestossen*, Spiegel (10.04.2021)

IM NAMEN DER KLIENTEN? SOZIALE ARBEIT IN DER POLITIK

Politik ist Sozialarbeit auf einer anderen Ebene: Etwa so umschreibt die St.Galler Stadtpräsidentin Maria Pappa ihre Erfahrung. Sie und 16 andere parteipolitisch engagierte Sozialarbeitende kommen in einem neuen Buch zu Wort. Die Lektüre ist für Fachpersonen, aber auch darüber hinaus spannend. Einziges Manko: Politisch engagierte Sozialarbeitende ohne Parteibuch kommen nicht zu Wort. Von Thiemo Legatis

Soziale Arbeit ist politisch. Darüber sind sich die Autor:innen im Buch einig. Oder um Ylfete Fanaj (SP Luzern) zu zitieren: Wer meine, Soziale Arbeit habe nichts mit Politik zu tun, solle den Beruf wechseln. Trotzdem sind in der politischen Diskussion selten Stimmen aus der Sozialen Arbeit zu hören. Woran liegt das?

Die Herausgeber:innen Kathrin Amann und Tobias Kindler möchten mit den Erfahrungsberichten im Buch politische Beteiligungsformen aufzeigen. Der Titel *Sozialarbeitende in der Politik* ist dabei etwas irreführend. Denn der Fokus liegt auf Sozialarbeitenden im institutionalisierten Politbetrieb und nicht auf solchen, die sich in Bewegungen ausserhalb der Parteienlandschaft engagieren. Bis zum Schluss bleibt jedoch unklar, warum nur die Arbeit von parteipolitisch engagierten Fachpersonen als politisch gesehen wird.

Die Mehrheit der Autor:innen sind dabei der Linken zugehörig. Etwas quer in der Polit-Landschaft liegt Michael Kreuzer, Gemeinderat der SVP in Visp, der im Oberwallis das kantonale Amt für Kinderschutz leitet. Viele Beiträge stammen von politischen Frauen aus der Ostschweiz.

Kathrin Hilber, Sozialarbeiterin und ehemalige Regierungsrätin in St.Gallen (SP), erzählt von ihrem politischen Weg und zeichnet damit ein autobiografisches Bild der sozialen Ostschweiz der 1970er- und 1980er-Jahre – beispielsweise, wie im Zuge der Heimkampagne die antiautoritäre Haltung gegenüber Behörden und Betrieben zu einem Paradigmenwechsel und einem veränderten Verhältnis zwischen Individuum und Staat geführt hat. Ihre Ausführungen sind auch deshalb aufschlussreich, weil sie aufzeigt, wie sich ihre politischen Standpunkte mit zunehmendem Wissen verändert haben, wie sie ein Verständnis für Behörden entwickelte und schliesslich selbst als Regierungsrätin das Departement des Innern leitete.

Politische Bündnisse schaffen

Inhaltlich spannend wird es dort, wo die Autor:innen konkrete Einblicke in politische Bündnisarbeit geben. So berichtet Hacim Sancar (SP-Grossrat Bern) von der erfolgrei-

**«Sozialpolitisches Engagement dreht sich in einem bürgerlichen Kanton meist darum, Verschlechterungen zu verhindern.»
Barbara Gysi**

chen «Verkehrt»-Kampagne im Kanton, die gemeinsam von ausserparlamentarischen Personen, Betroffenen und aktivistischen Sozialarbeitenden getragen wurde und die Sozialhilfekürzungen verhinderte.

Auf parteipolitisches Engagement geht Barbara Gysi, Nationalrätin und ehemalige Präsidentin des Gewerkschaftsbundes, in ihrem Beitrag ein. Sie zeigt, wie die kantonalen Sparpakete in den 1990ern und die Finanzprobleme ab 2014 in St.Gallen auf Kosten der Kinderabzüge und der individuellen Prämienverbilligung gingen. Sozialpolitisches Engagement drehe sich in einem bürgerlichen Kanton meist darum, Verschlechterungen zu verhindern. Kantonale Initiativen der SP und Gewerkschaften zur Verbesserung für Benachteiligte seien meist chancenlos.

Silvia Schenker bringt dies in ihrem Beitrag auf Ebene der Bundespolitik auf den Punkt: «Es ist sehr schwierig, als linke Politikerin im bürgerlich dominierten Parlament in sozialpolitischen Fragen eine Verbesserung zu erreichen.» Also stellt sich die Frage: Warum tun sich die Autor:innen diese zeitintensive Arbeit an, wenn das Resultat oft bescheiden ist?

Soziale Arbeit: nur ein systemerhaltender Puffer?

Einen Hinweis geben könnte ein Blick darauf, wie sich Soziale Arbeit in der Vergangenheit daran beteiligte, sozialpolitische Probleme zu lösen.

Soziale Arbeit hatte und hat die Funktion im Wohlfahrtsstaat, Auswüchse kapitalistischer Produktionsbedingungen aufzufangen und für soziale Befriedung zu sorgen. So wurde etwa die soziale Absicherung für die Schwachen (Fürsorge) von den Arbeiter:innen erkämpft und durch Soziale Arbeit organisiert. Doch die Fürsorge war immer paternalistisch und führte zu neuen Abhängigkeiten. Mit dem Ergebnis, dass sich Soziale Arbeit ins Herrschaftssystem eingefügt und ihr subversives Potential eingebüsst hat.

Ein prägnantes Beispiel liefert Thomas Gander, Fussball-Fanarbeiter und SP-Grossrat aus Basel, in seinem Beitrag. Im Umfeld der Europameisterschaft in der Schweiz 2008,

dem gestiegenen medialen Interesse an Fan- kultur und vor allen Dingen am befürchteten Gewaltpotential, kam es zu Gesetzesverschärfungen. Parallel dazu entstanden überall in der Schweiz Fanarbeitsprojekte. Die Fanarbeit, die laut Gander die «Methodik der Sozialen Arbeit im Umfeld von Fussballfans anwendet», bekam damit auf der politischen Ebene eine Plattform. Aber kann die Fanarbeit damit selbst zum Instrument eines repressiven Apparats werden oder erhält sie mit dem Auftrag eine Chance, den öffentlichen Diskurs mitzuprägen? Gander vertritt die Ansicht, dass sich Soziale Arbeit als eine autonome, politische Akteurin im Sinne eines anwaltschaftlichen Eintretens für ihre Klientel öffentlich zu positionieren habe. Soziale Arbeit hat also einen Vertretungsauftrag, ein Mandat. Wenn sie sich hinter institutionellen Strukturen versteckt, komme dies laut Gander in letzter Konsequenz einem Verrat an den Adressat:innen gleich.

Kann Soziale Arbeit unabhängig sein vom politischen System? Annegret Wigger, Sozialarbeiterin und Ausserrhoder SP-Kantonsrätin, schreibt in ihrem Fazit, dass Soziale Arbeit Teil des politischen Systems ist. Für Wigger geht es darum, wie sich die Berufsleute mit den vorhandenen Herrschaftsstrukturen auseinandersetzen und reflektieren, ob an die Soziale Arbeit delegierte Aufträge und strukturelle Rahmenbedingungen zur Stabilisierung oder Destabilisierung ungerechter Herrschaftsverhältnisse beitragen.

Es braucht mehr kritisches und politisches Bewusstsein

Für einzelne Autor:innen begann die politische Auseinandersetzung während des Studiums Sozialer Arbeit, wie beispielsweise für die St.Galler Stadtpräsidentin Maria Pappa. Sie engagierte sich in der Studierendenorganisation und im Berufsverband Soziale Arbeit. Dario Sulzer, SP-Stadtrat in Wil, hat die Soziale Arbeit mit ihren Methoden der Partizipation das Rüstzeug für seine politische Karriere gegeben, wie er schreibt.

Ist ein politisches Amt der logische nächste Schritt für politische Sozialarbeitende? Maria Pappa schreibt: «Ich bin eigentlich weiterhin in der Sozialen Arbeit aktiv, einfach auf einer anderen Ebene.» Gleichzeitig stellen viele Autor:innen fest, dass sie sich in ihrer Berufspraxis ohnmächtig fühlen, weil sie an ungerechten Strukturen nicht unmittelbar etwas verändern können.

Auch wenn es paradox ist: Das Studium kann dazu beitragen, dass politisches Bewusstsein entsteht, und es vermittelt Kompetenzen für politische Arbeit. Gleichzeitig führt die Institutionalisierung der Sozialen Arbeit mit ihrem Fokus auf die Methodenleh-

re zu Defiziten bei inhaltlichen Debatten, wie dies auch viele Autor:innen bemängeln. Dies mit dem Ergebnis, dass ausgebildete Sozialarbeitende über ihr individuelles «Methodenköf-ferli» und Wissen etwa über den «lösungsorientierten Ansatz» verfügen, der sehr einfach in der Gesprächsführung angewendet werden kann, aber kaum das Wissen zur Theorie der Kritischen Sozialen Arbeit und damit die Fähigkeit, gesellschaftliche Ursachen für soziale Probleme in angemessener Tiefe zu analysieren stärkt. Dies führt letztendlich dazu, systemische Ursachen für gesellschaftliche Probleme unhinterfragt zu übernehmen und dem System dienliche Lösungen anzubieten, statt Menschen zu befähigen.

Die Kritische Soziale Arbeit vertritt die Position, dass sich Soziale Arbeit mit zunehmender Institutionalisierung entpolitisiert. Soziale Arbeit hat sich nicht bloss der individuellen Probleme der Menschen anzunehmen. Es geht darum, sich gegen Ausgrenzung und die Verletzung der Menschenrechte zu engagieren und dabei vor der Komplexität der Dinge nicht zurückzuschrecken, wie es Patrik Degiacomi, SP-Stadtrat in Chur, in seinem Beitrag beschreibt. Um den eigenen Ohnmachtserfahrungen etwas entgegenzusetzen, brauche es mehr kritisches Bewusstsein in den Institutionen und der Sozialen Arbeit an sich. Es geht um die Bearbeitung der Gesamtheit sozialer Probleme und darum, Gefässe zu schaffen für ein organisiertes und gemeinsames Verständnis politischer Sozialer Arbeit.

Soziale Arbeit für mehr Beteiligungsformen

Zum Schluss die Kernfrage aller Aktivist:innen: Was tun? Die meisten Autor:innen sehen die Soziale Arbeit und ihre Fachpersonen in der Pflicht, sich zu engagieren. Sie schliessen ihre Texte oft mit flammenden Plädoyers für das politische Engagement ab. Das ist erfreulich. Meiner eigenen Erfahrung als Sozialarbeiter nach ist in der Sozialen Arbeit – auch im Vergleich zu anderen Berufsgruppen – sehr viel politisches Engagement vorhanden. Viele engagieren sich jedoch ausserhalb von Parteien, ob in der Frauenstreikbewegung, im Asylbereich oder in der Sans-Papiers-Bewegung. Aus den Initiativen sozialer Bewegungen sind beispielsweise die Opferberatungsstellen oder Anlaufstellen im Migrationsbereich entstanden. Dieses Engagement kommt im Sammelband zu kurz.

Parteipolitisches Engagement kann konkrete Verbesserungen auslösen, wie viele der Beiträge aufzeigen. Es bleibt meiner Meinung nach aber unklar, warum Sozialarbeitende per se in ein politisches Amt gehören. Die Nidwaldner SP-Landrätin und Sozialar-

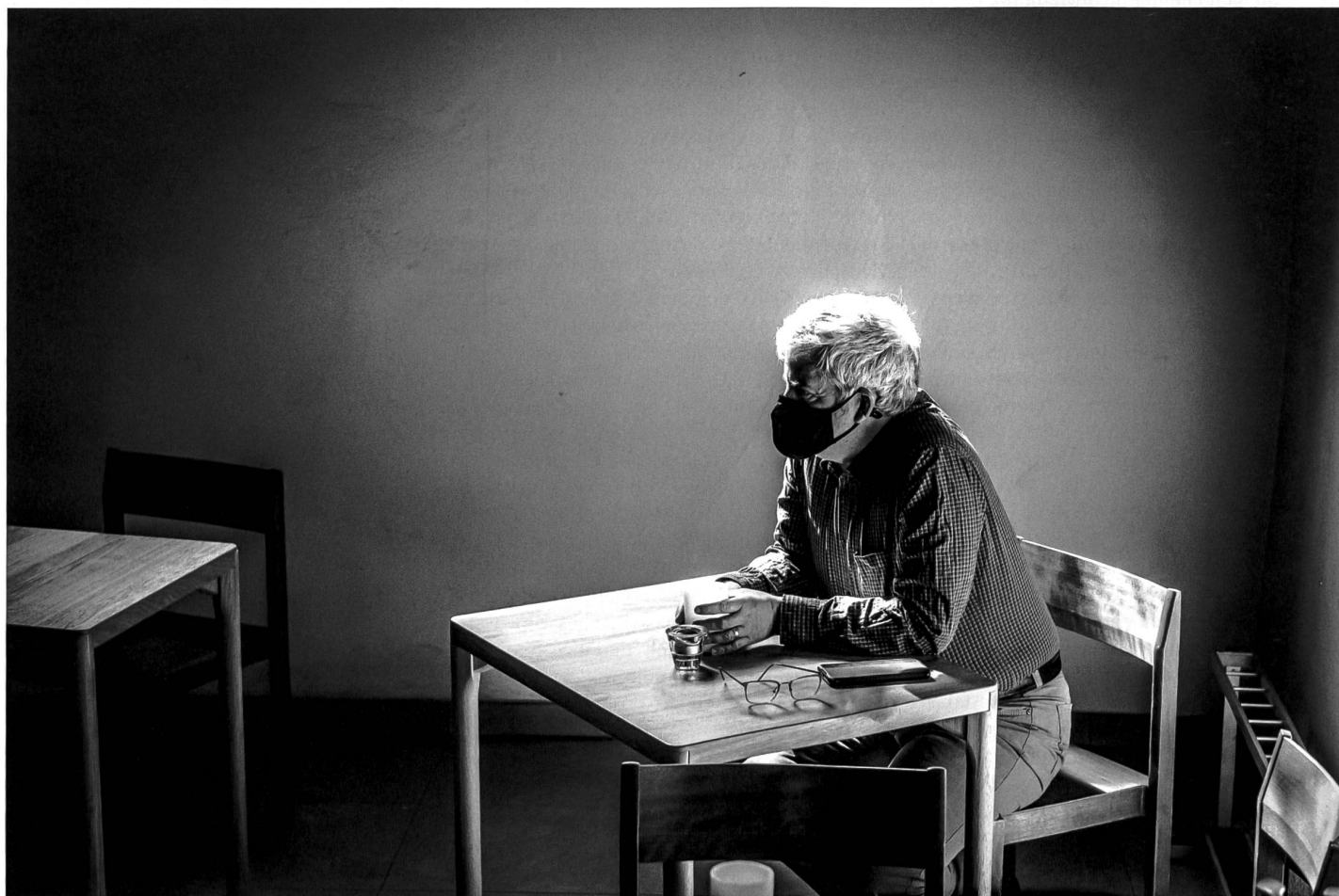
beitende Sandra Niederberger sieht sich und Soziale Arbeit in der Rolle, unterprivilegierten Menschen eine Stimme zu geben. Sie argumentiert also mit einem Vertretungsauftrag.

Doch vertreten Parlamentarierinnen nicht einfach sich selbst? Warum sollen Armutsbetroffene nicht selbst für sich sprechen können? Wäre es nicht der Auftrag für Sozialarbeitende, sich grundsätzlicher für mehr demokratische Beteiligungsformen einzusetzen und Zugangsbeschränkungen in der institutionalisierten Politik zu delegitimieren?

Kathrin Amann und Tobias Kindler (Hg.): Sozialarbeitende in der Politik. Biografien, Projekte und Strategien parteipolitisch engagierter Fachpersonen der Sozialen Arbeit. Frank & Timme Verlag Berlin, 2021, Fr. 78.90

WO NOT EIN GESICHT BEKOMMT

Das «Open Place» in Kreuzlingen, ein Projekt von Pfarrer Damian Brot, schliesst die Lücken, die der Sozialstaat hinterlässt. Hier sind alle willkommen, die in irgendeiner Weise in Not geraten sind. Von Judith Schuck (Text) und Benjamin Arntzen (Bilder)



Pfarrer und Projektinitiant Damian Brot im «Open Place».

«Ich selbst dachte nicht, dass es hier einen solchen Bedarf nach Hilfsangeboten gibt. Aber die Leute kamen.» Damian Brot ist Pfarrer in der evangelischen Gemeinde in Kreuzlingen. Demnächst wird er eine Weiterbildung zum Sozialberater machen, eine Entwicklung, die mit dem Begegnungsort «Open Place» zusammenhängt.

Das «Open Place» im Kreuzlinger Stadtteil Kurzrickenbach gibt es seit 2014. Die Idee dazu kam von Damian Brots Frau Janet. Auf einer Schottlandreise schauten sie sich Projekte für neue Formen von Kirche an: «Mach doch so etwas auch in Kreuzlingen», sagte sie zu ihm. Als gebürtige Amerikanerin scheint sie weniger selbstverständlich davon auszugehen, dass es allen Menschen in der Schweiz gut geht.

Der Pfarrer mit dem dichten, weissen Haar und dem freundlichen Gesicht hörte auf seine Frau, obwohl er dachte, dass es in so einem reichen Land keine grosse Nachfrage für einen Ort geben würde, an dem Menschen in Not und Krise einen Anker finden können. Diese Menschen, die zum grossen Teil in derselben Stadt leben wie er, waren bis dato unsichtbar.

Heimlieferservice stimmt nachdenklich

Ähnlich erging es Beni Merk, Primarschullehrer und Comic-Zeichner. Er ist Kopf des Vereins VerwertBAR, der in einem der Räume des «Open Place», die an die Kirche Kurzrickenbach angegliedert sind, immer dienstags und freitags einen offenen Kühlschrank betreibt. «Bevor ich vor sechs Jahren mit der VerwertBAR startete, war mir die Bedürftigkeit der Menschen nicht bewusst», sagt der Familienvater nachdenklich und ergänzt, «obwohl ich vorher auch nicht auf einer Insel lebte und mir schon meine Gedanken gemacht habe.»

Die Ursprungsidee für die «VerwertBAR» war der Kampf gegen Foodwaste. Inzwischen ist sie zusätzlich zum Sozialprojekt geworden. «Bei uns können alle einfach eine Tasche mit Lebensmitteln abholen. Wir kontrollieren keine Lebensmittelliste oder fragen nach dem Grund.» Die Leute kommen nicht nur von Kreuzlingen, sondern auch aus Amriswil, Romanshorn, Steckborn und selbst aus Deutschland. Im ersten Shutdown brachten die Helfer:innen den Leuten die Taschen nach Hause. «Der Heimlieferservice gab uns einen noch tieferen Eindruck von der Armut. Ich sah Treppenhäuser, in die ich sonst nie gekommen wäre», sagt Beni Merk.

«Zu uns kommen alle: Suchtkranke, Einsame, Menschen mit psychischen oder finanziellen Problemen», zählt die energische Silvia Napo auf. Die 60-Jährige sprüht vor



Eveline Stutz, Elisabeth Horvath und Projektleiter Damian Brot.

Tatendrang und hat für Menschen, die Hilfe brauchen, ein offenes Ohr. Ihr blaueblümler Mundschutz rutscht ihr beim Sprechen immer wieder ein Stück von der Nase. Man spürt an ihrer schaffigen Art, dass sie seit eh und je aktiv war. Heute ist sie Geschäftsleiterin des «Open Place» und koordiniert in einer kleinen Festanstellung die Freiwilligeneinsätze. Einen solchen leistet sie selber im Café und in der Kleiderbörse.

Vom Zirkus ins Café

Elisabeth Horvath gehört zu den Menschen, die hier ein Zuhause gefunden haben. Bis vor gut einem Jahr war die quirlige Blondine noch Teil der Zirkuswelt – als Allrounderin beim Zirkus Royal. Als dieser von Skandalen gebeutelt und mitten auf Tournée pleite ging, brach für sie und ihre Familie von heute auf morgen die gesamte Existenz weg. «Mein Mann war Betriebsleiter, und auch meine Tochter und ihr Freund waren beim Zirkus Royal angestellt. Als Oliver Skreinig, der Direktor, in einer Nacht- und Nebelaktion mit der Kasse verschwand, gehörten wir zu den Direktbetroffenen. Ich war fix und fertig und musste für drei Monate in die psychiatrische Klinik», erzählt Elisabeth mit fester Stimme und angelsächsischem Akzent – sie stammt aus Manchester.

Die Tagesstruktur in der Klinik beschreibt sie als «richtig streng». Doch ist sie über die Psychiatrie auf das «Open Place» aufmerksam geworden. «Seit einem Jahr komme ich hierher und es ist für mich so wichtig!» Hier könne sie offen über alles sprechen, was sie bedrückt, etwa die Gewichtsprobleme durch Psychopharmaka. «Wir haben hier alle ähnliche Sor-



Hedi Fessler zeigt einer Frau das Kleiderangebot.



Kris in der Kleiderbörse.

gen und der Austausch ist viel wert: Du bist nicht mehr alleine.»

Inzwischen hilft Elisabeth im Café-Treff mit. «Das macht sie richtig gut», findet Damian Brot. Ihre Fähigkeiten vom Zirkus, wo sie ebenfalls viele Menschen versorgte, könne sie voll einbringen. Ihr gibt die Aufgabe wieder eine Struktur: «Du musst morgens aufstehen, dich schön machen, kannst mit den Leuten quatschen – ohne das «Open Place» sässe ich allein zuhause. Da kommen einem Probleme in den Kopf.» Im «Open Place» habe sie auch neue Freunde gefunden.

«Genau so, wie ich bin»

Zu diesen Freundschaften gehört zuvorderst Eveline Stutz; vom Wesen ganz anders als die lebhaft Elisabeth, aber mit dem gleichen psychischen Problem. «Wir müssen nicht reden, wir schauen uns nur an und wissen, was mit der anderen los ist», erklärt Elisabeth Horvath.

Eveline ist zart, das offene Sprechen fällt ihr nicht leicht, doch heute möchte sie etwas Wichtiges loswerden. Sie lebe schon sehr lange als hundertprozentige IV-Rentnerin. Über einen Kollegen erfuhr sie von der «VerwertBAR». «So habe ich Damian kennengelernt und ihn gefragt, ob ich mithelfen kann. Ich backe sehr gerne.» Seitdem ist sie fest im Café-Team. «Für mich war es immer schwierig, eine Tagesstruktur zu finden.» Das «Open Place» gebe ihr nun diese Struktur. «Ich möchte auch betonen, dass hier niemand ausgegrenzt wird», sagt sie bestimmt, die Tränen hält sie zurück. Hier könne sie mit den Leuten über ihre Sorgen reden und werde endlich verstanden. Nach einer Pause fügt sie hinzu: «Ich liebe es, hier zu sein. Für mich ist

durch das «Open Place» das Leben leichter geworden, weil die Menschen mich mögen. Und zwar genau so, wie ich bin.»

Wolfgang Blöck lebt seit 51 Jahren in Kreuzlingen. Zum Gehen braucht er zwei Stöcke. Er war Mann der ersten Stunde im Begegnungsort. Damian habe ihm erzählt, dass in den Räumen der beiden freien Häuser bei der Kirche etwas Neues entstehe und dass er doch mal vorbeikommen solle. «Anfangs gabs Märchenabende, dann das Philosophie-Café.» Da habe er sich als Gast gerne beteiligt. Die Vortragenden waren oft hochkarätig, die Themen immer spannend.

Mit der «VerwertBAR» sei alles immer grösser geworden. «Bis Mitte 2020 hatte ich nie viel mit den Leuten hier zu tun. Ich bin eher vorsichtig», beschreibt er seine Art. «Oder ich wirke zumindest so auf die Menschen.» Ihn interessierte vor allem das Bildungsangebot. Früher engagierte er sich in der Politik.

«Ich kenne Wolfgang seit vielen Jahren, er sucht mehr das Intellektuelle als den sozialen Kontakt», sagt Damian Brot über ihn. «Hier menschelt es halt auch», erklärt Wolfgang seine Zurückhaltung gegenüber den anderen. «Das ist ein bisschen wie in der Kneipe. Es gibt eine Hack- und Rangordnung und belastende Geschichten.» Wenn das Café wieder aufmache, wolle er sich aber einbringen und etwas zurückgeben.

Beratung ist effektiver als Geld

2020 hatte Wolfgang Blöck einen Unfall. Das Sprunggelenk war gebrochen und er musste in den Notfall. Nach der OP sollte er in die Reha. Wegen Corona waren Spitalbesuche verboten. Hinzu kam, dass er vorher nicht mehr nach



Arman Köktemir im Garten.



VerwertBar-Initiator Beni Merk (r.) im Gespräch mit einer Mitarbeiterin.

Hause durfte. «Ich hatte gar nichts, ich war wie von der Strasse. Nur das Spitalkleid.» Er habe niemanden gehabt, der ihm hätte helfen könne. «Also dachte ich, ich wende mich an Damian. Dort gibt es gute Geister.» Die Freiwilligen vom «Open Place» brachten ihm schliesslich seine Sachen und besuchten ihn sogar in der Reha. Als er wieder zuhause war, erledigten sie die Einkäufe für ihn.

Und als er nach einer zweiten Operation in den Rollstuhl kam, musste er ins Pflegeheim. «Weil meine Wohnung nicht behindertengängig ist.» Durch den Aufenthalt im Heim sah er Kosten auf sich zukommen, die er nicht bewältigen konnte.

Wieder wandte er sich an Damian. «Das mit der Sozialversicherung ist so kompliziert», sagt dieser. «Da helfen wir immer wieder mal, damit sich die Leute besser zurechtfinden.» Manchmal gebe er auch Geld, «doch oft brauchts das nicht.» Würde er die dafür vorgesehenen Fonds von Kirchgemeinde und Diakonie anzapfen, wäre zwar für einmal geholfen. «Doch im nächsten Monat stehen die Menschen wieder vor ihren Kosten. Eine Sozialberatung ist wesentlich effektiver.» Er versuche einen Plan zu machen, wie seine Schützlinge aus ihrer Not herauskommen.

Erst der Leib, dann der Geist

Das «Open Place» wird von einem eigenständigen Verein getragen, ist aber an die evangelische Kirche angegliedert. Neben Kreativwerkstatt, Café, Bildungsangeboten und Kleiderbörse gibt es den Bibelzorg und die Andacht. «Wir sind eigentlich als Sozialprojekt gestartet», erklärt der Pfarrer. «Der Got-

tesdienst stand nicht im Vordergrund, das Bedürfnis kam von den Leuten.»

Während Wolfgang Blöck nichts mit Religion am Hut hat, besuchen Elisabeth Horvath und Eveline Stutz als Katholikinnen gerne die Andacht in der Kirche Kurzrickenbach. «Ins «Open Place» kommen auch Muslime und Menschen aus anderen Kulturkreisen. Der Begegnungsort steht allen offen», sagt Elisabeth. «Im «Open Place» wirds auch richtig gemacht», sagt die ehemalige Zirkusfrau und lacht laut raus, «beim Bibelzorg gibts erst das Frühstück und dann die Andacht!» Später im Gespräch entschuldigt sich Eveline mit zitternder Stimme, sie müsse jetzt raus. Es habe nichts mit uns zu tun, aber die Situation, alles sei gerade ein bisschen viel.

Dafür stösst Arman Köktemir in die Gesprächsrunde. Er ist seit 2018 mit dabei und leitet inzwischen die Kreativwerkstatt. Bald bezieht er sein eigenes Malatelier auf dem Gelände. Neu betreut er am Mittwochnachmittag den Nähkurs. Seit die Kleiderbörse so gross ist – der Raum ist gut sortiert und erinnert an ein Brocki –, werden dort auch Änderungsarbeiten an den gespendeten Kleidern oder auf Anfrage durchgeführt. «Ich wollte im «Open Place» ein ruhigeres Leben finden und das Böse aufgeben.» Aus seiner kriminellen Vergangenheit macht er keinen Hehl.

2019 erhielt das «Open Place» den Zwinglipreis für kirchliche Innovation. Unter 29 Projekten aus der ganzen Deutschschweiz wählte es der Schweizerische Protestantische Volksbund zum Sieger. Die evangelische Landeskirche Thurgau möchte nun sogar eigene Stellen schaffen für eine Person, die solche und ähnliche Projekte koordiniert.

open-place.ch

AUSGELIEFERT

Die Pandemie kennt Gewinner:innen und Verlierer:innen. Die Take-Away- und Heimlieferbranche gewinnt – auf Kosten der traditionellen Rituale der Nahrungsaufnahme. Ein Essay übers Essen, vom Leichenmahl über Lieferando bis zu den Hikikomori. Und Fragen an den Künstler, der sich wie wenige andere dem «Eingemachten» verschrieben hat: Max Bottini. Von Jeremias Heppeler (Text und Illustration)

Wenn sich die Parameter einer Gesellschaft durch eine Krise verschieben, ergeben sich neue Blickwinkel, Konstellationen und Systeme. Alteingefahrenes wird auf den Prüfstand gestellt. Vielleicht verändert. Vielleicht verworfen. Die Gründe dafür erscheinen zunächst eindeutig: Die Bewältigung eines Ausnahmezustands fördert und fordert ganz andere Schwerpunkte und Skills als der eingerenkte Normalzustand.

Für die Wirtschaft und die Industrie gilt dabei: Des einen Leid ist des anderen Freud. Denn (so abgedroschen das klingt) jeder Krise wohnt eine Vielzahl von Chancen inne. Für eine Gesellschaft, der medial und sozialmedial eingetrichtert wird, dass es nur einen einzigen Geistesblitz braucht, um in den Selfmade-Startup-Himmel zu gelangen, bedeutet das, dass eine ganze Menge Menschen alles daran setzt, um von der globalen Pandemie zu profitieren. Zudem gibt es eine ganze Menge Menschen, deren Produkte und Wissen plötzlich massiv an Gewicht und Nachfrage gewinnen. Das ist zunächst keineswegs verwerflich, die Karten werden eben neu gemischt.

Mit Blick auf die Corona-Krise stehen zunächst vor allem Hygiene-Artikel wie Masken, Desinfektionsmittel und Handschuhe ins Auge. Dazu erhoben sich die Virologie und der Berufsstand der Virolog:innen einem Phönix gleich aus der Nischenasche. Was zuvor eine gesellschaftliche Randerscheinung war, rutschte unfreiwillig ins Zentrum der Aufmerksamkeit und bekam im über den Haufen geworfenen Spiel eine Hauptrolle. Ebenso vollzog der Unterhaltungssektor einen befremdlichen (aber logischen) Wandel und verlagerte sich vom Ausgang, von Kino, Theater und Konzert in die eigenen vier Wände. Während Streaming-Plattformen wie Netflix, Amazon Prime, Disney Plus, YouTube und Twitch in nie dagewesenem Masse boomen, droht der Veranstaltungsindustrie nach wie vor der Kollaps.

Wir aber wollen uns in diesem Text einem Bereich widmen, dessen Zweige nicht so konsequent in zwei gegensätzliche Richtungen zeigen, sondern die in sich verwachsen und verwurzelt erscheinen: die Gastronomie im Allgemeinen und die Lieferdienste im Speziellen.

Und dann kam Corona. Und traf die Gastronomie mit voller Breitseite. Schnell wurde klar: Wer nicht liefern kann, geht unter!

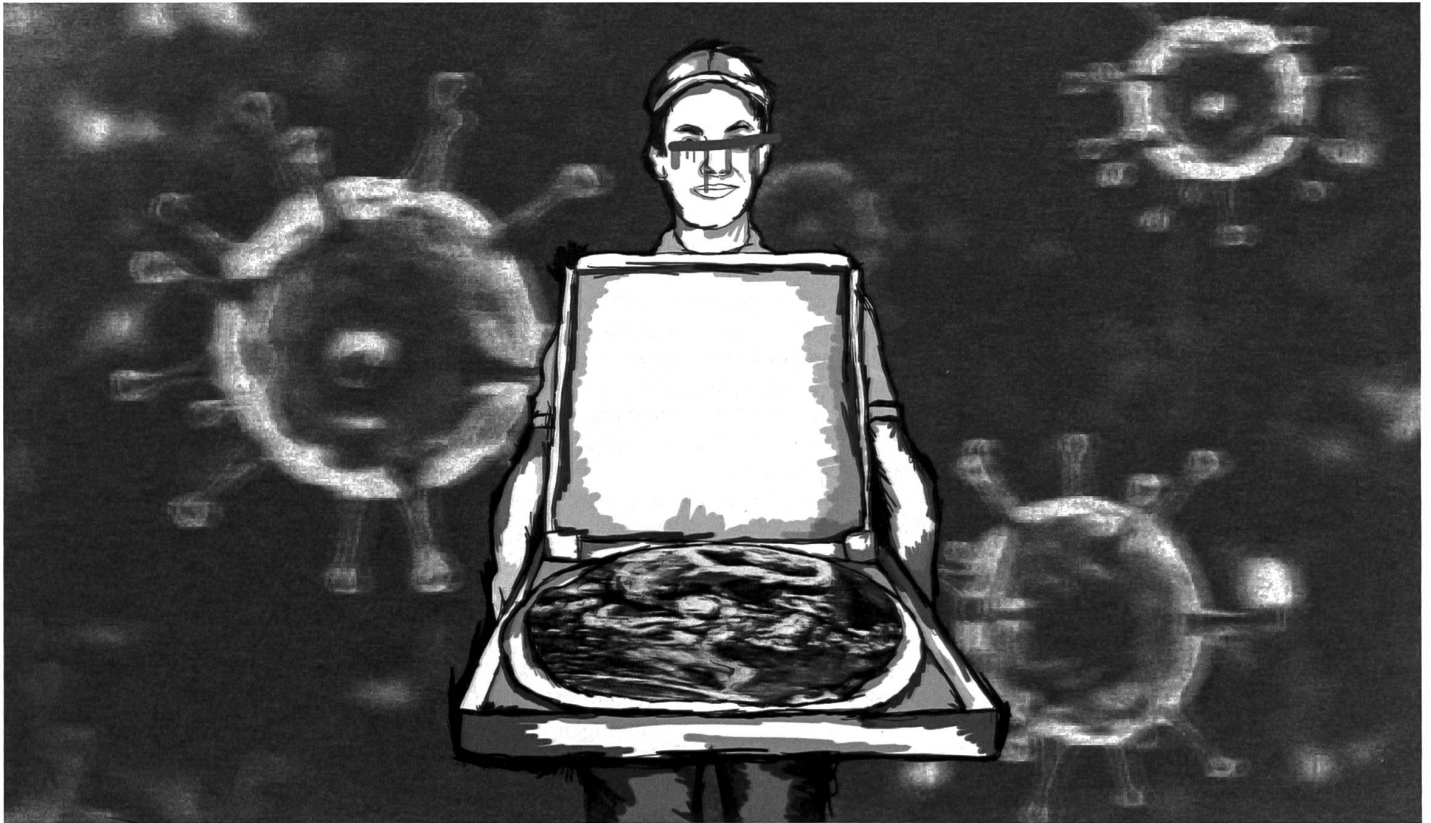
Essen: ein komplexes soziales Menü

Wenn ein Mensch nichts isst, stirbt er. Einfacher geht es nicht und selbst die primitivsten Lebensformen unterliegen diesem Gesetz. Trotz dieser einfachen Regel ist das Essen in Jahrtausenden zum wohl komplexesten System geworden, das die Menschheit etabliert hat. Das liegt einerseits an den schieren Massen von Menschenmälern, die es Tag für Tag zu stopfen gilt – eine Aufgabe im Übrigen, an der wir Tag für Tag und trotz eigentlich ausreichender Ressourcen scheitern. Zum anderen an unseren gestiegenen Ansprüchen – zumindest in Mitteleuropa.

Essen dient in den allerwenigsten Fällen noch ausschliesslich seinem ursprünglichen Zweck (Hunger stillen, Nährstoffversorgung, Energieproduktion), sondern transportiert eine Wagenladung an Befindlichkeiten mit sich. Geschmack. Kosten. Zubereitung. Netze und Netzwerke. Zeit. Müll. Transport. Ökologie. Wachstum und Zerfall. Und Soziales – hier lässt sich grob zwischen alltäglicher Essenzufuhr (die meist zu Hause oder am Arbeitsplatz oder irgendwo dazwischen stattfindet) und ausserordentlichen Essensvorgängen (oft ausser Haus und in der Freizeit) unterscheiden. Während Erstere eher praktisch ablaufen, sind Letztere weitaus komplexer, auch aus sozialer Sicht.

Jeder Restaurantbesuch ist in ein Bündel von Ritualen eingebunden. Diese beginnen mit der Auswahl des Lokals, das im Idealfall zum Anlass und den Bedeutungsblasen passen muss. Grösse. Örtlichkeit. Karte. Bezahlbarkeit. Geschmack. Durch die Auswahl des Gerichts bis zum Bezahlvorgang und den ewigen Diskussionen, wer diesen nun übernimmt und wieviel Trinkgeld gerechtfertigt ist, hangeln wir uns durch ein Labyrinth sozialer Mikrovorgänge – oft ohne dies überhaupt zu realisieren.

Der süddeutsche Fernsehkoch Vincent Klink sagte im «Deutschlandfunk»: «Ja, ich denke mal, das Gasthaus ist schon eine Kulturinstitution, man tauscht sich dort aus, man wird gesehen, man sieht. Sonst könnte man auch daheim hocken bleiben. Und wir wissen ja jetzt alle, wie viele Leute darunter leiden und deshalb ist ein Gasthaus, glaube ich,



ein ganz wichtiger Ort der Humanität.» Lange davor hatte der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss in seinem Werk *Mythologica I. Das Rohe und das Gekochte* die Theorie etabliert, dass alles menschliche Kulturleben seinen Ursprung in der ersten Zubereitung von Fleisch durch Erhitzen mit Feuer hat.

Seit jeher gehören Essensrituale und religiöse Rituale zusammen: Fastenzeit, der Fastenmonat Ramadan, koscheres Essen. Der Wirtshaus-Besuch wurde in Mitteleuropa oft an den sonntäglichen Kirchengang angehängt und begleitete etwa im katholischen Lebensrhythmus alle biografischen Lebensschritte von der Geburt, über die Kommunion, die Hochzeit bis hin zum Leichenschmaus nach der Beerdigung.

Nicht zu vergessen: Essen gehen (speziell in Restaurants) ist ein Privileg, das sich bei weitem nicht alle leisten können. Und zwar global wie lokal. Gastronomie schliesst aus. Und je besser ein Restaurant (zumindest nach den branchenüblichen Bewertungsstandards), desto weniger Menschen können sich einen Besuch leisten – Systeme wie die Vergabe von Michelin-Sternen sind entsprechend fragwürdig. Und wie alles, bei dem Geld im Spiel ist, wurde auch das Essen-Gehen zum Statussymbol. Gesehen und gesehen werden. Fressen und gefressen werden.

Neue Tischsitten – die Stunde der Pappkartons

Doch Stop: Bevor uns übel wird, verlassen wir die Negativ-Spirale, denn eigentlich ist Essen ja etwas, auf das wir uns alle einigen können. Eine kunterbunte Reise in andere Kulturen oder andere Köpfe, eine Entdeckungsreise der Sinne, ein vorsichtiges Vorstasten und ein genussvolles Verschlingen. Ein überschäumendes Fest mit Freunden und Familie, ein In-die-Teller-greifen, ein Herumprobieren, ein Schmatzen und Schlürfen, ein archaisches Erleben und wahrscheinlich sogar das Leben an sich in seiner rohsten Form.

Und dann kam Corona. Und traf die Gastronomie mit voller Breitseite. Schnell wurde klar: Wer nicht liefern kann, geht unter! Ein positiver Aspekt: Viele Restaurants hatten durch den Triumphzug des Internets ohnehin schon die Strukturen installiert, die es braucht, um auch ohne festen Verzehrandort zu agieren. Wie hätte die Corona-Pandemie im Gastro-Sektor wohl vor 20 Jahren gewütet?

Nichtsdestotrotz eignen sich manche Restaurant-Konzepte besser für Lieferdienste als andere. Pizza etwa ist das perfekte Auslieferessen. Pappkartons sind problemlos (und selbst in grossen Mengen) zu transportieren, dazu schmeckt Pizza auch kalt und

kann zur Not komplett ohne Besteck verzehrt werden. Das andere Ende der Skala: Suppe! Kaum zu transportieren, kalt ungeniessbar und ohne Löffel bleibt nur austrinken. Restaurants starteten also mit vollkommen unterschiedlichen Voraussetzungen in die Pandemie – und im Handumdrehen entwickelten sich neuartige Konkurrenzverflechtungen.

Gastronomiebetriebe, die bereits konsequent auf das Ausliefern gesetzt hatten, sahen sich einer ganzen Armada von neuen Playern gegenüber. Restaurants, deren Karte sich vor allem durch das Erlebnis vor Ort definierte, mussten sich neu erfinden. Auch geografische Unterschiede zeigten sich: Während ein vielfältiges Angebot an Lieferdiensten in der Stadt längst gang und gäbe ist, sieht es in ländlichen Gefilden oft mager aus. Und jedes Dorfkind kennt die obligatorischen Flaschen Lambrusco, die man mit auf die Bestellung klatschen musste, um bei der Pizzeria aus der nächsten Stadt irgendwie auf den Minimal-Bestellwert für eine Lieferung zu rutschen. Hier zwang die Krise sicherlich auch viele konservativ geführte Betriebe zum Umdenken – teils befeuert durch Solidaritätsprojekte und die gezielte Aufforderung: Bestelle lokal! Unterstütze deine Beizen!

Auch der Sektor des Fine-Dining, die Sterneköche und -köchinnen kamen nicht da-

rum herum, ihre filigranen Komfortzonen zu verlassen. Der Sternekoch, der sich laut einer nicht-repräsentativen Umfrage des «falschaff»-Magazins besonders im Umgang mit der neuen Situation hervortat, war Heiko Nieder, der im The Restaurant im Fünf-Sterne-Hotel Dolder Grand die Küche leitet und 2019 von der Schweizer Ausgabe des «Gault-Millau» zum Koch des Jahres gewählt wurde. Nieder entwickelte wöchentlich wechselnde Amuse-Bouche-Menüs zum Preis von 89 Franken pro Person (liefer- und abholbar ab zwei Personen) und kredenzte dabei etwa «Kaviari-Kaviar mit Buttermilch, Ravioli im Hummersud, Seehecht mit Curry-Kokosnussud oder Kalbsbäckchen».

Bis zu der Krise waren Lieferdienste vor allem ein Ding der Mittelschicht – und damit eher auf Funktionalität als auf Ästhetik angelegt. Das Stichwort «Lieferdienst» trigert zunächst vor allem Bilder von Plastikschaalen und Plastiktüten, von wenig ansehnlichen Essensbergen, die sich in ebendiesen zusammenpappen zu einer Masse, die zwar meistens einwandfrei schmeckt, aber selten auch einwandfrei aussieht.

Auch alle Vorgänge rund um das Bestellen sind vor allem auf Zweckmässigkeit ausgelegt. Bereits das Auswählen der Gerichte ist keine vorsichtige vortreffliche Suche, sondern viel eher das Drängen auf eine schnelle Entscheidung. Das Warten ist kein Genuss, es reduziert sich auf den genervten Blick auf die Uhr. Und auch das Essen selbst läuft meist nebenher oder dazwischen. Eine Gegenbewegung zu diesem «Höher Schnellerweiter» sind Startups wie Hello Fresh, das Frischeboxen mit ausgewählten Zutaten ausliefert, die aber daheim gekocht werden müssen.

Die Lieferdienste machen Kasse – und Skandale

Natürlich gibt es Pizzerien in mittelgrossen Städten, die ihre Gerichte noch persönlich ausfahren, doch der grosse Markt, der auch auf Massenfragen reagieren kann, braucht beinahe zwangsläufig einen Zwischenhandel. Wobei das viel zu harmlos klingt, viel zu klein. Denn Lieferunternehmen wie Eat.ch, Lieferando oder Foodora sind die eigentlichen Profiteure der Krise. Sie wuchsen (schon vor der Pandemie) weltweit zu milliardenschweren Firmen, sie boomten mit unfassbaren Zahlen. Die «Handelszeitung» schrieb von einer 700-Millionen-Franken-Welle und meinte damit den Jahresumsatz der Online-Mahlzeitendienste, eine Umsatzsteigerung von 60 Prozent – telefonisch bestellte Essen sind hierbei noch nicht mit einberechnet – und das, obwohl Schätzungen zufolge erst zehn Prozent der Schweizer Restaurants liefern.

Auf den ersten Blick erscheint das alles herrlich unkompliziert: Die Kundinnen und Kunden bekommen einen geradlinigen Ablauf serviert, die Restaurants müssen sich nicht mehr um Bestellvorgänge kümmern und die Lieferdienste bekommen ihren Teil des Kuchens ab. Ein System, von dem alle profitieren? Wie so oft sind es die entscheidenden Glieder der Lieferkette, deren Behandlung in den seltensten Fällen fair ist. Die Auslieferer und Kurierfahrerinnen, oft auf dem eigenen Fahrrad unterwegs und das eigene Handy im Anschlag, arbeiten unter massivem Zeit- und Konkurrenzdruck, schlagen sich für katastrophale bis mittelmässige Bezahlung durch den Stadtdschungel und sind im Zweifel der Buhmann oder die Buhfrau.

In einem Interview mit dem «Bayrischen Rundfunk» berichtete ein anonymierter Foodora-Fahrer von weiteren Problemen: keine gescheite Arbeitskleidung, keine wirkliche Kommunikation, weil dein Chef eine App ist, kurzum: «Es gibt ja viele bei uns, die das nur als Neben- oder Minijob machen. Aber kein Mensch will immer nur so arbeiten!» Parallelen zum System Amazon sind augenscheinlich und wirken umso paradoxer, wenn man bedenkt, dass das System ohne diese menschlichen «Zahnräder» absolut handlungsunfähig wäre. Deshalb: Denkt bei der nächsten Bestellung unbedingt an stabile Trinkgelder oder, noch besser, umgeht den Lieferdienst und bestellt direkt beim Restaurant.

Insbesondere der Gigant Lieferando, der den deutschen Markt bestimmt, sorgte im vergangenen Jahr für eine ganze Reihe von Skandalen. Fahrerinnen und Fahrer berichteten von zahlreichen Schwierigkeiten bei der Lohnauszahlung, vor allem auf die Zahlungen von Trinkgeldern mussten sie teilweise monatelang warten. Die Probleme sind laut dem «Spiegel» hausgemacht: «Schon der offizielle Name (Just Eat Takeaway) verweist auf ein unübersichtliches Geflecht aus Marken, Unternehmen und Vertragsverhältnissen. In Deutschland tritt heute nur noch Lieferando öffentlich in Erscheinung, doch in den orangenen Jacken stecken oft Mitarbeiter ganz verschiedener Unternehmen. Wer früher bei Foodora war, arbeitet oft noch heute zu einem anderen Stundenlohn in einem anderen Unternehmen als neuer Lieferando-Kurier.»

Handfester wurden die Skandale, als deutlich wurde, dass Lieferando ein ganzes Netzwerk von Schattenwebseiten in ganz Europa installierte, die den Originalwebsites von Restaurants ähnelten – aber immer direkt und exklusiv auf den Liefergiganten verwiesen. Zu allem Überfluss wurde Lieferando dann auch noch von aussen attackiert, das System über Tage lahmgelegt. Schliesslich stellte sich heraus: Hacker hatten per DDoS-Attacke und mit Hilfe von unzähligen Botzugniffen die Server

des Lieferdiensts in die Knie gezwungen – und zwei Bitcoins als Lösegeld verlangt. Ein waschechter Cyberkrimi, der wenig spektakulär und ohne Lösegeldzahlung endete.

Allein vor dem Teller

Letztlich, das zeigen diese Beispiele, verschiebt sich unser Leben durch den Boom der Lieferdienste um einen weiteren Schritt aus dem Analogen ins Digitale. Passend dazu arbeitet das Unternehmen Starship Technologies an der weltweiten Etablierung seiner Lieferroboter. Die kompakten KIs der Firma, die autonom mit einer Geschwindigkeit von maximal 6 km/h unterwegs sind, hatten bereits im August 2019 über 100'000 Lieferungen in 100 Städten an die Frau und den Mann gebracht. Tendenz steigend – allerdings nicht in der Schweiz, wo erste Kooperationen mit der Post 2019 ausgesetzt wurden, weil die Roboter aufgrund gesetzlicher Regelungen von einem Menschen begleitet werden mussten (was das komplette System ins Absurde getrieben hätte). The future is now – von wegen.

Der Boom und die Schattenseiten des Auslieferens ergeben in Kombination mit Ausgangssperren ein durchaus dystopisches Zukunftsszenario. Denn ein autarkes Leben innerhalb der eigenen vier Wände erscheint zwar nicht erstrebenswert, aber möglich. In Japan ist dieser für uns hochgradig absurde Gedanke bereits Realität. Viele junge Japaner und Japanerinnen, die so genannten Hikikomori, verlassen ihre Wohnungen kaum mehr. Der Druck der Gesellschaft, die Umstände des echten Lebens wirken auf sie so erdrückend und einschüchternd, dass sie sich für einen abgesicherten Kleinstkosmos entscheiden, der durch das Internet trotzdem eine Fülle an Möglichkeiten bietet und eben durch Lieferdienste auch einfach bis effektiv zu stemmen ist. Wenn wir ganz ehrlich sind, dann hat uns die Pandemie doch auch zu Hikikomori auf Zeit gemacht. So schnell verschieben sich die Parameter.

Jeremias Heppeler, 1989, ist Multimedia-Artist, Musiker und Autor. Er lebt in Fridingen im Donautal.

«ES DARF NICHT SEIN, DASS DAS ESSEN BEDEUTUNGSLOS GEREDET WIRD!»

Der Thurgauer Künstler Max Bottini beschäftigt sich in seinen Werken mit Prozessen rund ums Essen. Für sein Projekt «Eingemachtes» (Kunstmuseum Thurgau) etwa liess er 1120 Einmachgläser von Köchinnen und Köchen mit den unterschiedlichsten Rezepten und Experimenten befüllen. Ein Gespräch über Rituale und Lieferdienste. Interview: Jeremias Heppeler



Max Bottini: «Eingemachtes» (Bild: pd)

Saiten: Wie verändern sich unsere Ritualstrukturen, wenn das Essen geliefert wird?

Max Bottini: Unabhängig davon, ob Fertigessen geliefert oder Nahrungsmittel online bestellt werden: Alles ist rund um die Uhr erhältlich. Die 24-Stunden-Gesellschaft setzt die Ritualstrukturen, zum Beispiel den Rhythmus der Tagesmahlzeiten ausser Kraft, deren Sechs-Stunden-Takt einst von der Arbeitswelt diktiert wurde. Wir timen den Körper dauernd neu, aus Zwang, Bedürfnis, Lust und Laune. Die Energiezufuhr findet statt, wann sich eben die Gelegenheit dazu ergibt. Moralische Kritik daran wäre fehl am Platz. Wer stand nie unter Zeitmangel oder Zeitdruck am Arbeitsplatz? Es darf aber nicht sein, dass eines der wichtigsten Elementarbedürfnisse des Menschen, das Essen, bedeutungslos geredet wird. Wir müssen uns dem aufgezwungenen zeitlichen Diktat selbst verweigern, um in Ruhe unser Sandwich im Büro zu geniessen. Ob geliefert oder selbstgemacht, spielt dabei keine Rolle. Mit anderen Worten: Ritualstrukturen zu schaffen liegt in unserer eigenen Verantwortung.

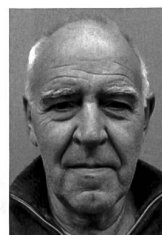
Verändert Take-away unsere Beziehung zum Essen überhaupt – im Vergleich zum Selberkochen oder zum Essen im Restaurant?

Die Lieferung von fertig gekochtem Essen im Vergleich zu Selbstgekochem schliesst wichtige Aspekte der Wahrnehmung aus. Wenn wir die Zubereitung von Essen verstehen wollen, nämlich als Eingriff in den Nahrungsmittelkreislauf, müssen die Ausgangsprodukte für ein Gericht mit allen menschlichen Sinnen beurteilt werden können. Ich taste, rieche, schmecke, begutachte: Das sind grundlegende Aspekte, die unsere Bezie-

hung zum Essen stärken und fördern. Diese Erfahrung fällt bei geliefertem Essen weg. Darin ist schon alles verarbeitet, was ich eigentlich prüfen wollte. Immerhin bleibt mir die lapidar-nüchterne Möglichkeit der Beurteilung: Hat geschmeckt beziehungsweise nicht geschmeckt!

Wie wichtig sind die Rituale, die den Essensvorgang umspielen?

Rituale folgen einer festgelegten Ordnung, einem regelmässigen, immer gleichbleibenden Vorgehen. Insbesondere auch beim Essen: Von Verhaltensregeln bei Tisch über Tischordnungen bis zum Auftrag von Speisefolgen wird der Ablauf der «Zeremonie» markiert. Damit wird das Essen zelebriert. Es ist ein wichtiger Bestandteil im Tagesablauf. Die gemeinsamen Essrituale lösen sich heutzutage allmählich auf oder verlieren an Bedeutung. Gegessen wird vorwiegend allein, an allen möglichen Orten, zu jeder Tages- und Nachtzeit, mit dem Ziel, dem Körper Energie zu liefern, um möglichst schnell die Sättigungsgrenze zu erreichen. Dabei ist das gemeinsame Essen, als Ritual gefeiert, eine wunderbare kommunikative Situation, um Austausch zu pflegen.



Max Bottini

